

JAVIER CERCAS

DIE ERPRESSUNG

TERRA
ALTA

ROMAN

S. FISCHER



Javier Cercas

Die Erpressung

Terra Alta 2

Roman

Aus dem Spanischen von Susanne Lange

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Aus der Abgeschiedenheit der Terra Alta kehrt Melchor Marín ins hitzige Leben Barcelonas zurück. Als die Bürgermeisterin der Metropole auf schamlose Weise erpresst wird, droht ein politischer Skandal. Melchor ermittelt mit seinem unbeugsamen Sinn für Gerechtigkeit gegen einen mysteriösen Täter, dessen Absicht unklar bleibt.

Seine Suche führt zu den Wortführern der katalonischen Unabhängigkeit, wo Zynismus, Skrupellosigkeit und hemmungslose Gier herrschen. Und völlig unerwartet sieht er sich mit der eigenen Vergangenheit konfrontiert.

Dieser fesselnde und wilde Roman führt in die Hinterzimmer der Macht und ist ein wütendes Plädoyer gegen Korruption und Populismus.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Javier Cercas, geboren 1962 in Ibahernando in der spanischen Extremadura, lebt als Schriftsteller, Publizist und Universitätsdozent in Girona. Mit seinem Roman »Soldaten von Salamis« wurde er international bekannt. Heute ist sein Werk in mehr als 30 Sprachen übersetzt. Für »Der falsche Überlebende« (S. Fischer 2017), erhielt er u.a. den Prix du livre européen 2016 und den chinesischen Taofen-Preis 2015 für das beste ausländische Buch. Für seinen zuletzt erschienenen Roman »Terra Alta« wurde er mit dem Premio Planeta 2019 ausgezeichnet.

Susanne Lange lebt als freie Übersetzerin bei Barcelona und in Berlin. Sie überträgt lateinamerikanische und spanische Literatur, sowohl klassische Autoren wie Cervantes als auch zeitgenössische wie Juan Gabriel Vásquez oder Javier Marías. Zuletzt wurde sie mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

*Für Raül Cercas und Mercè Mas,
mein Terra Alta*

Melchor platzte in das Lokal, bahnte sich einen Weg zur Theke, setzte sich auf einen Hocker und bestellte Whisky. Der Barkeeper starrte ihn an wie einen Außerirdischen.

»Was willst du hier?«, fragte er.

»Keine Angst«, entgegnete Melchor. »Ich bin nicht auf dem Kriegspfad.«

»Auf dem Kriegspfad?«

»Nein. Bekomm ich nun den Whisky?«

Der Barkeeper ließ sich Zeit mit der Antwort.

»Pur oder mit Eis?«

»Pur.«

Es war nach drei Uhr morgens, das Lokal aber noch gut besucht. Unter Garben von Stroboskoplicht tanzten ein paar Frauen nackt oder halb nackt auf einem erleuchteten Laufsteg, der quer durch den Hauptsaal verlief, und wurden von Männern mit gierigen Blicken taxiert. Hier und da warteten andere junge Frauen allein, paarweise oder in Grüppchen auf die letzten Kunden. Oder auf das Ende der Nacht. Über die Lautsprecher erklang *Like a Virgin*, der alte Madonna-Song.

»Das gibt's doch nicht«, hörte Melchor hinter seinem Rücken.

Während der Barkeeper ihm den Whisky eingoss, setzte sich der Mann, der da gesprochen hatte, neben den Polizisten. Er war ein dunkel gekleideter *mulato*, kahl und stämmig, mindestens zwei Meter groß. Melchor nahm einen großen Schluck, und der andere zeigte auf das Glas.

»Hast du die Cola aufgegeben?«

»Ja«, sagte Melchor. »Zur Feier des Tages.«

Der Mann zeigte zwei Reihen blitzend weißer Zähne.

»Sag bloß«, entgegnete er. »Und was feierst du? Dass der Richter uns recht gegeben hat und ihr mit nacktem Arsch dasteht?«

»Recht hat euch der Richter nicht gegeben, Trottel«, korrigierte Melchor. »Er hat bloß gesagt, es fehlen Beweise gegen euch. Aber keine Sorge, ich finde schon welche. Noch einen Whisky.«

Der Barkeeper, der sich nicht entfernt hatte und die Flasche noch immer in der Hand hielt, goss nach. Der andere lächelte weiter, drehte sich auf dem Hocker, bis er mit dem Rücken zur Theke saß, stützte die Ellbogen darauf und musterte die Tänzerinnen auf dem Laufsteg. Melchor nahm einen weiteren Schluck.

»Weißt du, warum ich den Laden hier so mag?«, fragte er herausfordernd.

Der Mann entgegnete nichts. Melchor führte wieder das Glas zum Mund.

»Weil er mich an meine Kindheit erinnert«, sagte er, nachdem er getrunken hatte. »Meine Mutter war eine Nutte, weißt du. Also bin ich in solchen Läden aufgewachsen, umgeben von Nutten wie ihr und von Zuhältern wie dir. Und das feiere ich: die Heimkehr.«

Der Madonna-Song ging zu Ende, und das Lachen des Mannes neben ihm dröhnte durch die zunehmende Stille im Bordell. Madonna wurde rasch von Rosalía abgelöst, und zwei, drei Frauen machten sich auf, zwischen den Kunden und ihren

Kolleginnen zu tanzen. Der Mann legte seine Pranke auf Melchors Schulter.

»So hab ich's gern, Bulle«, sagte er. »Man muss verlieren können.« Er stand auf, zwinkerte dem Barkeeper zu und sagte, auf Melchor deutend: »Geht aufs Haus.«

Melchor trank weiter, ohne von seinem Glas aufzublicken, und obwohl die Frauen ihn alle kannten, kam keine zu ihm. Als er den dritten Whisky bestellte, setzte sich doch eine neben ihn: Spanierin, braun gebrannt, schon älter und füllig, im schwarzen Bustier, aus dem die Brüste hervorsahen. Sie legte ihm eine Hand in den Nacken und bestellte ein Glas Cava. Der Barkeeper warnte Melchor:

»Die Drinks der Mädchen gehen nicht aufs Haus.«

Melchor nickte, und der Barkeeper goss der Frau ihren Cava ein. Sie tranken und warteten ab, bis der Barkeeper sich entfernt hatte. Als er am anderen Ende der Theke beschäftigt war, fragte Melchor:

»Ziehen wir's durch?«

»Natürlich«, sagte sie.

»Sicher?«, fragte Melchor. »Wenn sie uns erwischen, sieht's übel für dich aus.«

Die Frau setzte eine gleichgültige Miene auf.

»Ich mach mir nicht ins Hemd, Kleiner.«

Melchor nickte, ohne sie anzusehen.

»Also gut«, sagte er. »Warten wir noch kurz. Wenn ich auf dem Weg nach oben bin, gehst du zu ihnen. Du lässt die Tür offen und sagst, ich komme gleich.«

»Die haben ganz schön Schiss. Soll ich bleiben, bis du da bist?«

»Nein. Beruhige sie. Sag ihnen, es passiert schon nichts. Sag, ich bin gleich da. Und dann öffnest du die anderen beiden Türen, die zum Balkon, und gehst nach Hause oder kommst hierher zurück. Nein, geh besser nach Hause.« Er hielt kurz inne. »Alles klar?«

»Ja.«

Melchor nickte wieder, doch diesmal sah er sie an.

»Sei vorsichtig«, sagte sie.

»Du auch.«

Die Frau ließ das halb volle Glas auf der Theke stehen und entfernte sich.

Melchor trank weiter, sprach mit niemandem außer dem Barkeeper, ging nicht einmal pinkeln. Als das Lokal fast leer war, tauchte der Mann von vorhin wieder auf und lächelte verärgert bei Melchors Anblick.

»Immer noch hier?«, fragte er.

»Beim sechsten Whisky«, antwortete der Barkeeper für ihn. »Schade, dass es keine Cola war. Dann wär er jetzt tot.«

»Ich muss zu deinem Chef«, verkündete Melchor.

Der andere runzelte die Stirn; sein Lächeln war mit einem Mal fort, verschlungen vom violetten Polster der Lippen.

»Der ist nicht da.«

Melchor schnalzte.

»Hältst du mich für blöd? Natürlich ist er da. Der geht erst, wenn ihr schließt: nicht dass ihr mit der Kasse durchbrennt.«

Der Mann musterte ihn mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen.

»Was willst du vom Chef?«

»Geht dich nichts an.«

»Klar geht mich das an.«

»Er sagt, er ist nicht auf dem Kriegspfad«, schaltete sich der Barkeeper ein.

Der Blick des Mannes sprang vom Barkeeper zu Melchor und von Melchor zum Barkeeper, der schließlich mit den Schultern zuckte.

»Ich will mich bei ihm entschuldigen«, sagte Melchor. »Der Prozess. Der ganze Ärger. Du weißt schon.«

Der andere schien sich zu entspannen.

»Klar. Find ich gut. Aber dafür musst du nicht extra zu ihm. Ich geb's weiter. Entschuldigung angenommen.«

»Ich will ihm auch einen Vorschlag machen.«

Der andere wurde wieder misstrauisch.

»Was für einen Vorschlag?«

»Das werd ich dir grad auf die Nase binden.«

»Dann vergiss das mit dem Chef.«

»Wie du willst. Aber es ist ein guter Vorschlag, er wird ihn interessieren.« Er blickte zum Barkeeper und fügte hinzu: »Er hört bestimmt nicht gern, dass du mich daran gehindert hast, ihm davon zu erzählen.«

Der Mann kam offenkundig ins Grübeln; er warf wieder einen Blick zum Barkeeper, dann einen prüfenden auf Melchor, entfernte sich nach ein paar Sekunden, nur so weit, um

telefonieren zu können, ohne gehört zu werden. Dann winkte er widerwillig dem Polizisten, er solle ihm folgen.

Sie überquerten die verlassene Tanzfläche, gingen über eine enge Treppe zwei Stockwerke hinauf, dort öffnete er eine Tür und ließ Melchor zuerst eintreten. Er befand sich im Büro des Chefs, der bei seinem Anblick nicht aufstand, ihm auch nicht die Hand gab. Der Mann saß hinter einem klapprigen Tisch, darauf gut sichtbar die leeren Hände, in den Augen ein spöttischer Glanz.

»Warum hast du nicht gesagt, dass du hier bist?«, fragte er und deutete auf einen Stuhl ihm gegenüber. »Ich wäre nach unten gekommen, um dich zu begrüßen.«

Melchor setzte sich nicht. Der Chef gab sich mit seinem Aussehen sichtlich Mühe, er war um die fünfzig, das Haar gegelt, der grau melierte Bart gepflegt, die Hände schwer von Ringen; er war hemdsärmelig, trug Hosenträger und über der Brust eine silberne Kette mit großem Goldmedaillon. Er hieß Eugenio Fernández, aber aus unerfindlichem Grund nannte ihn alle Welt Papa Moon.

»Ich höre, du willst dich entschuldigen«, fügte er hinzu. »Und erträgst deinen Kummer im Whisky. Recht so. Ich hatte dich gewarnt, dass du dich aufs Glatteis begibst. Das ist der Vorteil, wenn man in einer Demokratie lebt, Kleiner: Hier sind wir alle unschuldig, bis das Gegenteil bewiesen ist. Sogar ich, der ich keine Bücher lese wie du. Aber so weit reicht's noch. Willst du dich nicht setzen?«

Melchor antwortete nicht. Papa Moon warf Melchors Begleiter einen fragenden Blick zu, der zuckte hinter dem Polizisten mit den Schultern. Das Zimmer wurde durch die Schreibtischlampe und eine Stehlampe hinter ihm in ein schwaches Licht getaucht. In die Wand, dem Schreibtisch gegenüber, war ein Plasmabildschirm eingelassen, auf dem ganz leise ein Basketballspiel der NBA lief.

»Du sagst gar nichts?«, bemerkte Papa Moon.

»Ich will dir etwas vorschlagen«, sagte Melchor schließlich.

»Das hat mir Samuel schon erzählt.« Papa Moon drehte sich ein wenig auf dem Stuhl und breitete freundlich die Arme aus.

»Ich bin ganz Ohr.«

Melchor wandte sich kurz zu dem anderen, dann wieder zum Chef.

»Keine Sorge.« Papa Moon wollte ihn beruhigen. »Du kannst offen reden, Samuel ist vertrauenswürdig.«

Melchor wandte den Blick nicht von Papa Moon, der nach ein paar Sekunden seufzte und seinen Gorilla mit einer leichten Kopfbewegung fortschickte. Der zögerte einen Moment und durchsuchte Melchor dann, der ihn gewähren ließ. Er trug keine Waffe bei sich, hatte nur zwei Handschellen in der Tasche. Dann fragte Samuel:

»Sind Sie sicher, Chef?«

Papa Moon nickte.

»Geh schließen«, befahl er. »Ich komme gleich runter.«

Widerwillig verließ der Schläger das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

»Gut.« Der Chef lehnte sich zurück. »Schieß los.«

Melchor machte zwei Schritte vorwärts, stützte die Fingerknöchel auf den Schreibtisch und beugte sich über die Tischplatte, kam Papa Moon so nahe, als wollte er ihm etwas zuflüstern.

»Es geht um die Mädchen«, sagte er.

Der Chef setzte eine gelangweilte Miene auf.

»Schon wieder?«

Melchor wandte den Blick nicht von ihm ab. Papa Moon fragte:

»Also, was ist mit den Mädchen?« Melchor schwieg weiter, und im Gesicht des Mannes schien ein verschwörerisches Lächeln auf. »Ach so!«, sagte er. »Auch du hast ein Faible für die, stimmt's?«

Er wollte etwas hinzufügen, kam aber nicht dazu. Melchor versetzte ihm einen Kopfstoß gegen die Stirn, ließ ihm keine Zeit zur Gegenwehr, sondern packte ihn am Nacken und donnerte seinen Schädel auf die Platte, dass es krachte. Dann umrundete er den Tisch, zog den Mann am Kragen hoch und schlug wieder zu, zuerst die Faust in den Magen, dann ein Tritt in die Eier. Papa Moon ging mit einem Aufheulen zu Boden.

»Nicht schreien«, warnte Melchor. Er griff sich die Silberkette und schnürte ihm damit den Adamsapfel ab, als wollte er ihn erwürgen. »Wenn du noch mal schreist, schlag ich dir den Schädel ein.«

Papa Moon lag auf den Knien und schnappte nach Luft.

Melchor schmetterte ihm den Kopf gegen die Tischkante, schlug ihm ins Gesicht und drehte ihm mit derselben Hand, mit der er die Kette hielt, die Arme auf den Rücken, während er ihn mit der anderen durchsuchte, bis er sein Handy fand. Er zertrümmerte es auf dem Boden.

»Wo hast du die Pistole?«, fragte er.

»Du brichst mir den Arm.«

»Ich habe gefragt, wo du die Pistole hast?«

»Welche Pistole?«

Papa Moon schlug mit dem Gesicht auf dem Boden auf. Blut rann ihm aus der Nase und übers Kinn, als Melchor es wieder anhob und die Frage wiederholte. Der Chef beantwortete sie, und ohne ihn loszulassen, öffnete Melchor die Schublade, holte die Pistole heraus und vergewisserte sich, dass sie geladen war. Dann zerrte er Papa Moon auf die Beine.

»Jetzt drehst du völlig durch, Bulle«, brachte er hervor.

»Damit bist du erledigt.«

Melchor verdrehte ihm den Arm noch mehr und presste ihm den Pistolenlauf gegen den Kiefer.

»Darüber reden wir später, Chef«, sagte er. »Los, wir gehen, und immer schön brav, kapiert?« Er wedelte mit der Pistole und warnte: »Ein Schrei und die geht los. Eine Dummheit und die geht los. Klar?« Papa Moon schwieg. Melchor verdrehte ihm wieder den Arm, und der Mann nickte. »Fein«, sagte Melchor. »Vorwärts.«

Aneinandergespresst verließen sie Papa Moons Büro, gingen die Treppe hinunter, die Melchor eben heraufgekommen war,

und auf dem ersten Absatz öffnete der Polizist vorsichtig eine Tür und sah durch den Spalt. Dort befand sich eine Art Balkon, eher eine Galerie an der Bordellfassade, von der aus man Eingang und Parkplatz übersah, auf dem noch einige Autos standen. Hastig gingen sie die Galerie entlang, vorbei an einer Treppe zum Parkplatz, und wieder öffnete Melchor behutsam eine Tür und vergewisserte sich, dass niemand dahinter stand. Dann öffnete er sie ganz, und sie traten ins kalte Licht eines Gangs mit mehreren Türen, aus denen Stimmen, Geräusche, ein Lachen drangen. Melchor öffnete die letzte Tür. Drinnen warteten drei junge Frauen. Zwei kauerten auf dem Bett, die dritte stand mitten im Zimmer; alle drei waren schwarz wie die Nacht und starrten die Hereinkommenden erwartungsvoll und panisch an. Melchor schloss die Tür hinter sich, musterte die drei und fragte, ob sie bereit seien.

Nur die Stehende nickte, aber die anderen beiden erhoben sich sofort. Melchor kannte die drei. Sie stammten aus Lagos, Nigeria, und ihre Geschichten unterschieden sich kaum voneinander. Vor Jahren waren sie nach Madrid gekommen, auf der Flucht vor dem Elend und auf das Versprechen hin, in Spanien studieren zu können. Nach ihrer Ankunft hatte man ihnen Pass und Handy abgenommen, ihnen verboten, Kontakt mit der Familie aufzunehmen und das Haus zu verlassen, und verlangte sechzigtausend Euro für die Reisekosten; um sie einzuschüchtern, wurden ihnen als eine Art Ritual Fingernägel und Haare geschnitten, Scham und Achseln rasiert und ein halluzinogener Trank eingeflößt. Dann zwang man sie zur

Prostitution. So begannen sie eine Reise durch die Animierclubs halb Spaniens, in denen sie von fünf Uhr nachmittags bis vier Uhr früh arbeiteten, um die Schulden abzubezahlen, die sie theoretisch bei der Organisation hatten, von der sie praktisch jedoch entführt worden waren. Eine Reise, der Melchor nun ein Ende setzen wollte, in dieser Nacht.

Er zwang Papa Moon, sich neben das Bett der Frauen auf den Boden zu setzen, holte die Handschellen heraus, fesselte mit einer dessen rechtes Handgelenk an den einen Bettpfosten und mit der zweiten das linke an den anderen.

»Du bist völlig wahnsinnig, Bulle.« Papa Moon sprach mit der dumpfen Wut, die ihm die Schläge eingegeben hatten.

»Dafür wirst du bezahlen.«

Das war das Letzte, was er sagte. Melchor stopfte ihm ein Taschentuch in den Mund, schob es ihm bis in die Kehle. Zitternd vor Angst beobachteten die drei jungen Mädchen von der Zimmertür aus die Szene.

»Jetzt hör mir gut zu, du Stück Scheiße«, sagte Melchor und hockte sich vor Papa Moon. »Da es auf die sanfte Tour nicht ging, dann eben auf die harte. Die drei hier nehme ich mit. Komm ja nicht auf die Idee, dir neue zu holen. Und erst recht nicht darauf, mich anzuzeigen. Weißt du, was passiert, wenn du mich anzeigst? Pass gut auf, denn ich sage es nur einmal. Wenn du mich anzeigst, brenne ich den Schuppen hier nieder. Ich töte deine Kinder und deine Frau. Deine ganze Familie. Und am Ende dich. Genau das tue ich. Das hast du kapiert, oder?« In Papa Moons Augen hatte sich die Wut in eine animalische,

unbezähmbare Angst verwandelt. Melchor kam ihm noch näher und fügte hinzu: »Das hast du doch kapiert, ja oder nein?« Papa Moon nickte. Melchor tätschelte ihm zufrieden die Wange und sagte: »Hervorragend.«

Er stand auf und drehte sich zu den Mädchen. Die Wirkung des Whiskys war verflogen; sein Geist war klar, er fühlte sich leicht und glücklich.

»Bereit?«, fragte er.

Die drei Frauen nickten. Sie hießen Alika, Joy und Doris. Alika und Joy waren siebzehn, Doris achtzehn. Sie waren im Einheitslook gekleidet, wie für einen Straßenlauf oder eine Demonstration: dunkles T-Shirt, billige Jeans, Turnschuhe. Die drei sahen ihn mit aufgerissenen Augen flehend und erschrocken an, als würde im nächsten Moment ein Meteorit im Bordell einschlagen, und nur er könnte sie vor der Katastrophe retten. Melchor spähte durch den Türspalt, ob jemand im Gang war, steckte die Pistole in den Hosenbund und nahm Alika und Joy, die beiden Jüngeren, bei der Hand.

»Keine Angst«, sagte er. »Bleibt dicht bei mir, und alles wird gutgehen.« Er öffnete die Tür nun ganz und fügte hinzu: »Also los.«

Erster Teil

1

Melchor tauscht das Wasser in der Vase aus, wechselt einen welken Blumenstrauß gegen einen frischen und wischt mit einem Lappen über den Grabstein, auf dem geschrieben steht: »Olga Ribera, Gandesa, 1978–2021«. Und wie an jedem Samstagvormittag seit vier Jahren (wenn er nicht Bereitschaftsdienst hat) verbringt er dort eine Weile am Grab seiner Frau, erzählt ihr von Cosette und berichtet von den wenigen Ereignissen der Woche.

Der Friedhof liegt am Fuß eines Hügels außerhalb von Gandesa, und Melchor hört nur Vogelzwitschern und in der Ferne ab und an das Brummen eines Autos, das die Serpentine Richtung Vilalba dels Arcs und die Berge von La Fatarella erklimmt, deren Kämme sich zu seiner Linken vor dem makellos blauen Himmel abzeichnen, gespickt mit weißen Windrädern, die sich in der fast stehenden Hitze des Julivormittags schwerfällig drehen.

Nach einer halben Stunde wirft er sich die Tasche über die Schulter und geht. Er kommt am Familiengrab der Adells

vorbei, ein prächtiges Grabmal aus schwarzem, weiß geädertem Marmor, und folgt einem schmalen Weg, von Zypressen beschattet und von Grabsteinen flankiert. Als er den Friedhof verlässt, nimmt er einen ungepflasterten Pfad und landet kurz darauf bei dem Kreisverkehr am Ortseingang. Er ist nicht überrascht, als er in der Mitte des Rondells auf den Stufen unter dem Steinkreuz Rosa Adell sitzen sieht.

»Ich frage mich, warum ich nie auf den Friedhof gehe«, sagt sie anstelle eines Grußes.

Melchor tritt zu ihr. Rosa trägt eine dunkelblaue Bluse ohne Ärmel, eine leichte braune Hose und Sandalen, die winzige Füße präsentieren, die Zehennägel rot lackiert. Melchor sieht ihre Augen nicht, eine Sonnenbrille verbirgt sie.

»Dabei liegt meine ganze Familie da begraben«, fügt Rosa hinzu. »Muss ich ein schlechtes Gewissen haben?«

Melchor denkt an das Adell-Grab und antwortet:

»Und wie.«

»Im Ernst?«

»Nein. Was da liegt, hat nichts mehr mit deinen Eltern zu tun.«

»Und mit Olga?«

»Auch nicht.«

»Warum gehst du dann hin?«

Melchor zuckt mit den Schultern. Rosa Adell mustert ihn kurz, verzieht verblüfft den Mund, steht auf und klopft sich den Staub von der Hose.

»Wo ist Cosette?«, fragt sie.

»Im Stadtbad.« Melchor deutet in Richtung eines Gebäudes an die fünfzig Meter entfernt, zwischen Feuerwache und Sportklub. »Bis zwölf.«

Rosa blickt auf die Uhr.

»Das reicht gerade für einen Kaffee.«

Sie gehen die Avinguda Joan Perucho hinunter zum Hotel Piqué. Beide schweigen, als hinderte sie die immer brennendere Sonne am Sprechen, schweigend gehen sie an Terra Alta Gymnasium vorbei, vorbei am Landgericht mit seiner pseudoklassizistischen Fassade.

In den letzten Monaten haben sich die beiden oft getroffen, mal zufällig, mal nicht ganz so zufällig, und immer oder fast immer ist für den Zufall Rosa verantwortlich, die es sich zur Gewohnheit gemacht hat, Melchor jeden Samstagvormittag beim Friedhof zu erwarten. Wie alle anderen weiß Rosa nicht, welche Rolle Melchor tatsächlich bei der Aufklärung des Falls Adell gespielt hat, der Terra Alta vier Jahre zuvor aus seiner Schläfrigkeit gerissen und ihren Exmann Albert Ferrer schließlich ins Gefängnis gebracht hatte, ebenso wie Ernest Salom, ehemaliger Caporal der Polizei, enger Freund von Ferrer und Melchors Kollege im Polizeirevier von Gandesa, der Erste verurteilt wegen Anstiftung zum Mord am Ehepaar Adell und ihrer rumänischen Hausangestellten, der Zweite wegen Beihilfe zum Mord und Strafvereitelung. Obwohl Rosa schon bald vermutet hat (zumindest vermutet das Melchor), dass die offizielle Version nicht ganz der Wahrheit entspricht und Melchor Dinge verheimlicht, hat sie es nie über sich gebracht,

ihn danach zu fragen. Sie reden eigentlich nie über die Sache, obwohl sie sich damals kennengelernt haben; und wie Rosa damit umgegangen ist und welche Konsequenzen der Fall für sie hatte, weiß Melchor fast nur aus anderen Quellen, nicht von ihr selbst. Im Grunde kennt er nur Bruchstücke, etwa dass Rosa ihren Exmann seit dem Prozess nicht mehr gesehen hat und ihre vier Töchter sich wegen seiner Tat vom Vater abgewandt haben. Rosa Adell lebt nun allein im Landhaus bei Corbera d'Ebre, das sie vor vier Jahren noch mit Albert Ferrer geteilt hatte – ihre Töchter arbeiten oder studieren in Barcelona –, und sie hat versucht oder versucht noch immer, über den Mord an ihren Eltern und die Verurteilung ihres Mannes hinwegzukommen, indem sie sich mit Leib und Seele in die Führung des Firmenimperiums stürzt, das ihr Vater aus dem Nichts geschaffen hatte, allen voran Gráficas Adell, ein Unternehmen für Papierverpackungen. Sie arbeitet viel, reist viel und verbringt das Wochenende manchmal in Barcelona mit ihren Töchtern, ruft aber, wenn sie in Terra Alta ist, Melchor an oder passt ihn in letzter Zeit beim Friedhof ab.

Sie lassen den Busbahnhof rechts hinter sich, überqueren die Straße und den ungepflasterten Platz vor dem Hotel Piqué, gehen hinein und weiter zum Café, in dem sich um die Zeit eine Horde lärmender Touristen an der Theke versammelt hat, sonst sind dort nur zwei Fahrradausflügler und ein altes Ehepaar. Rosa setzt sich an einen Tisch mit Blick auf den Parkplatz, während Melchor an der Theke ansteht. Nachdem man ihn endlich bedient hat, bringt er die beiden Kaffee an den Tisch.

»Es heißt, bei euch läuft es gut«, sagt Melchor, als er sich Rosa gegenüber setzt.

Im Café, das ganz in Sonnenlicht getaucht ist, hat die Frau die dunkle Brille abgenommen und sieht den Polizisten mit ihren braunen Mandelaugen ruhig an und rührt in ihrem Kaffee.

»Nachrichten verbreiten sich schnell in Terra Alta«, stellt sie fest. »Du weißt also schon von Medellín?«

Melchor nickt.

»Das war Señor Graus Idee«, sagt Rosa und versucht, ihre Rolle herunterzuspielen; ein Hauch Lippenstift glänzt auf ihren vollen Lippen. »Kolumbien ist ein Land, das hervorragend funktioniert, ideal für Investitionen. Eine Fabrik dort aufzubauen, ist genau das Richtige. Und Medellín ist ein herrlicher Ort.«

»Alles in Ordnung mit ihm?«

»Mit Medellín?«

»Mit Señor Grau. Ich habe ihn eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

Rosa Adell senkt den Blick, deutet ein Lächeln an und nimmt einen Schluck Kaffee.

»Er ist alt«, sagt sie ohne Wehmut. »Aber immer noch Gewehr bei Fuß. Ich wüsste wirklich nicht, was ich ohne ihn tun sollte.«

Melchor nickt wieder. Im Geist hat er das Bild des ewigen Geschäftsführers von Gráficas Adell vor Augen: ein beinhardter Greis, bleich, gebildet und kurzsichtig, dürr, schütteres Haar,

mit einem erprobten Spürsinn fürs Geschäft, der tagtäglich makellos gekleidet, wenn auch mit neunzig immer gebeugter, in seinem Büro im Gewerbegebiet La Plana am Stadtrand von Gandesa erscheint und das Flaggschiff des Imperiums Adell steuert. Kurz muss sich Melchor wieder wundern, dass dieser Inbegriff von Unternehmensintegrität mit einer unerschütterlichen Loyalität gegenüber seinem lebenslangen Arbeitgeber Adell, der erste Verdächtige im Mordfall an Rosas Eltern gewesen war, in dem Melchor zusammen mit Salom unter Subinspector Gomà ermittelt hatte.

»Nun, darüber solltest du dir allmählich Gedanken machen«, rät ihr Melchor.

»Ich weiß«, sagt Rosa und blickt aus dem Fenster. Auf dem Hotelparkplatz, durch ein Strohdach vor der Sonne geschützt, stehen nicht mehr als zwei Autos und ein Lieferwagen. Der Verkehr am Ortseingang ist minimal. »Übrigens«, plötzlich blickt sie zu Melchor auf, »Señor Grau kommt heute zum Mittagessen zu mir. Warum schließt du dich nicht an, mit Cosette? Bestimmt freut er sich, mit euch zu essen.«

»Danke, aber ich kann nicht. Wir haben verabredet, zu Hause einen Film anzusehen. Außerdem«, fügt er hinzu und klopft auf seine Tasche, die er beim Hinsetzen über die Armlehne gehängt hat, »heute Nachmittag habe ich zu tun.« Rosa blickt auf die Tasche, dann zu Melchor, der erklärt: »Beiträge für den Literaturwettbewerb.«

Die Frau lächelt spontan: ein breites, spöttisches, leuchtendes Lächeln.

»Dann haben sie dich also doch für die Jury rekrutiert.«

Melchor wendet den Blick ab, weiß aber nicht, wohin ihn richten.

»Offenbar haben sie keinen anderen gefunden und ...«

Nervös, da der Satz in eine falsche Richtung geht, setzt er neu an. »Und das ist noch nicht das Schlimmste.«

»Ach nein?«

»Nein. Das Schlimmste ist, ich muss bei der Preisverleihung eine Rede halten. Sie haben mich gebeten, ein paar Worte über das Lesen zu sagen. Oder über die Literatur. Oder über Romane, die mir gefallen. Etwas in der Art.«

»Eine hübsche Idee.«

»Wunderschön. Bloß hab ich mein Lebtag keine Rede gehalten.«

»Sag nicht, du hast Angst.«

Melchor blickt Rosa wieder an.

»Angst nicht«, gesteht er. »Panik.«

Sie lacht herzlich auf.

»Sei nicht dumm, Bulle«, sagt sie. »Du wirst das hervorragend machen.«

»Natürlich.«

»Ich meine es ernst. Soll ich dir bei der Vorbereitung helfen?«

In Melchors Augen blitzt ein Funke Hoffnung auf, der wieder erlischt, als er begreift, dass seine Freundin, so sehr sie ihren Ernst beteuern mag, einen Scherz gemacht hat.

Bevor Rosa das Gegenteil versichern kann, geht Melchor zwei weitere Kaffee holen. Als er zurückkommt, sprechen sie trotz seiner kategorischen Weigerung, noch einmal die Sache mit der Rede zu diskutieren, über den Literaturwettbewerb. Veranstalet wird er von der Bibliothek und dem Gymnasium, und die Jury bilden zwei Lehrer, ein einheimischer Dichter, die Bibliotheksleiterin und Melchor; die Preisverleihung ist für Anfang September angesetzt, wenn das neue Schuljahr beginnt. Melchor erzählt von der Science-Fiction-Story, die er gerade gelesen und die ihm gut gefallen hat; er fasst sie für Rosa zusammen, die sich zwar nicht für Science-Fiction, nicht einmal für Literatur interessiert, aber seinen Eindruck teilt. Sie reden auch über einen Vorschlag von Gandesas Bürgermeister, Rosa solle die Hauptfabrik von Gráficas Adell in La Plana vergrößern, und über ihre bevorstehende Geschäftsreise zur Niederlassung in Timișoara, Rumänien. Dann tauschen sie sich über ihre Ferienpläne aus: Rosa will mit ihren vier Töchtern für zwei Wochen durch die USA reisen und Melchor Anfang August das Gleiche tun wie letzten Sommer: ein paar Tage mit Cosette in El Llano de Molina de Segura, Murcia, verbringen, bei der letzten Freundin seiner Mutter, Carmen Lucas, und ihrem Mann Pepe.

»Da kommt ihr doch um vor Hitze«, warnt Rosa.

»Letztes Jahr war es sehr schön«, entgegnet Melchor. »Weißt du, was Cosette am besten gefallen hat? Dass ihre Freundinnen dort sie Cosé genannt haben.«

Rosa lacht noch immer, als Melchors Handy klingelt, der nicht reagiert, als er sieht, wer anruft.

»Gehst du nicht ran?«, fragt Rosa.

»Es ist Vivales. Ich rufe ihn später zurück.« Nun sieht Melchor auf die Uhr. »Cosette kommt gleich raus. Gehen wir?«

Rosa Adell weiß über Domingo Vivales kaum mehr, als sie über Carmen und Pepe weiß. Melchor hatte ihn ihr vorgestellt, als er einmal in Gandesa zu Besuch gewesen war, doch sie begreift nicht, in was für einer Beziehung diese beiden so unterschiedlich alten Männer zueinander stehen, die gut und gern Vater und Sohn sein könnten. Über den Anwalt weiß sie eigentlich nur, dass er wie Carmen Lucas ein Freund seiner Mutter war und Melchor diese Freundschaft geerbt hat, wie man ein Haus erbt. Mehr hat ihr der Polizist nicht erzählt, und sie fragt auch nicht, denn es ist die erste ungeschriebene Regel ihrer Freundschaft, sich der Privatsphäre des anderen mit größter Vorsicht zu nähern.

Während Rosa die vier Kaffee bezahlt – eine weitere ungeschriebene Regel ihrer Freundschaft: immer oder fast immer zahlt sie –, kommt eine WhatsApp auf Melchors Handy an. Es ist Sargento Blai, der nicht mehr Sargento ist, sondern Inspector, und auch nicht mehr in Terra Alta arbeitet, sondern in der Zentrale des Polizeikorps, im Complex Egara am Rand von Sabadell. »Was gibt's, Sauspanier?«, schreibt Blai. »Wo bist du?« »Im Hotel Piqué«, antwortet Melchor. »Beim Vögeln?«, fragt Blai. »He, he, ein Scherz. Ich bin bei meinen

Schwiegereltern, wir müssen uns so schnell wie möglich sehen. Heute Nachmittag.«

»Lass dich nicht stören«, sagt Rosa Adell, die Melchor an der Hoteltür einholt und die Sonnenbrille aufsetzt. »Antworte, wem du antworten musst.«

Sie überqueren den ungepflasterten Vorplatz, und während sie den Verkehr auf der Landstraße abwarten, tippt Melchor auf seinem Handy: »Ich kann nicht.« »Hör auf, Mann, hast du deine Freunde abgeschrieben?«, antwortet Blai sofort und fügt hinzu: »Im Ernst. Wir müssen reden. Es ist dringend.« In der glühenden Mittagssonne gehen sie die Avinguda Joan Perucho zurück.

»Arbeit?«, fragt Rosa Adell.

Melchor nickt.

»Am Wochenende lasse ich mein Diensthandy im Büro«, verrät Rosa. »Was Wichtiges?«

»Glaub kaum, obwohl es den Anschein hat.«

Als sie am Gericht vorbeikommen, schreibt Melchor: »Ich ruf nachher an.« »Aber nicht so spät«, antwortet Blai. »Um sieben gibt's eine Megafamilienfeier. Wir müssen uns vorher sehen.« Melchors Antwort ist ein Emoticon: eine gelbe Faust mit erhobenem Daumen.

Als er vom Handy aufblickt, öffnet Rosa Adell gerade die Wagentür.

»Bist du sicher, dass ihr nicht zum Essen kommen wollt?«, beharrt sie.

»Ganz sicher. Grüß Señor Grau von mir.«

Sie verabschieden sich mit zwei Küssen auf die Wangen.

Es gibt eine Änderung der Pläne. Als Cosette aus dem Stadtbad kommt, fragt sie, ob sie bei ihrer Freundin Elisa Climent zu Mittag essen und den Nachmittag bei ihr verbringen darf, und nachdem Melchor mit der Mutter der Freundin geredet und mit Cosette verhandelt hat, gibt er nach. »Aber um sechs hole ich dich ab«, warnt er. Kaum ist er allein, kommt ihm der Gedanke, Rosa Adell anzurufen und doch mit ihr und Señor Grau zu essen, aber sofort verwirft er den Einfall und geht zum Gemeindeplatz. Dort sitzt er den Rest des Vormittags vor der Bar, trinkt Cola und liest in den eingereichten Beiträgen für den Literaturwettbewerb. Die Texte, die ihm wenig oder gar nicht gefallen, versieht er mit einem Minuszeichen, die besseren mit einem Pluszeichen, die besten mit zwei; diese will er am Ende noch einmal lesen, um die Gewinner auszuwählen.

Gegen zwei Uhr nachmittags geht er nach Hause, macht sich einen Salat mit Käse und Nüssen, brät sich ein Steak, isst alles in der Küche und spült es mit seiner dritten Cola an diesem Samstag hinunter. Ab und an blickt er zu dem leeren Stuhl auf der anderen Seite des Tisches, wo Olga immer saß.

Fünf Jahre sind seit dem Nachmittag vergangen, an dem sie von einem Auto überfahren wurde, das Albert Ferrer am Abend zuvor in Tortosa gemietet hatte. Beim Verhör und bei der Hauptverhandlung im Fall Adell hatte er versichert, er habe sie nicht töten, sondern Melchor nur Angst einjagen wollen, damit er nicht länger auf eigene Faust und eigenes Risiko im

Mordfall an Ferrers Schwiegereltern ermittelte, obwohl der Fall offiziell ad acta gelegt worden war. Jedenfalls ist seit Olgas Tod kaum ein Tag vergangen, an dem Melchor nicht an sie gedacht hat. Wenn es doch geschieht und er seine Frau kurzzeitig vergisst, fühlt er sich miserabel, er weiß nicht, warum. Mit neurotischem Detailwahn hat er versucht, Woche für Woche, Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute der dreieinhalb Jahre zu rekonstruieren, die er mit seiner Frau erlebt hat, aber es ist ihm nicht gelungen, und manchmal blickt er mit widerstreitenden Gefühlen zurück auf seine glückliche Anfangszeit in Terra Alta, als er Olga kennengelernt und sich in sie verliebt, sie geheiratet und mit ihr Cosette bekommen hatte: Zum Teil wirkt diese Vergangenheit nun unreal, als hätte er sie nicht erlebt, sondern in einem Film gesehen oder geträumt; zum Teil scheint ihm aber auch, als hätte er nie etwas so Reales erfahren wie sein Leben mit Olga. Nach dem Tod seiner Frau hatte er sich ständig gefragt, was sie über dies und jenes gesagt hätte, aber schließlich ist er dieser sinnlosen Folter entkommen. Allerdings kann er immer noch mit niemandem über sie sprechen, nicht einmal mit Cosette, und wenn das Mädchen nach ihrer Mutter fragt, an die sie sich kaum erinnert, weiß er nicht, was antworten, und weicht aus.

Die erste Zeit ohne Olga war schwer gewesen. Er wurde den Gedanken an ihren Tod nicht los, auch nicht das Gefühl, dass er seine Frau im Stich gelassen hatte. Irgendwo hatte er gelesen, solange die Reue dauert, dauert die Schuld, und an ihm nagte immer noch die Reue. Das erklärt, warum er nach ein paar

Monaten beschloss, von Terra Alta fortzuziehen, in der Hoffnung, das Verlassen des Ortes, der dank Olga zu seinem Zuhause geworden war, würde ihm über ihren Tod hinweghelfen. Damals waren fünf Jahre seit den islamistischen Anschlägen von 2017 vergangen, viele seiner Kollegen wussten, dass er es gewesen war, der die vier Terroristen in Cambrils erschossen hatte, und zumindest im Polizeikorps war er – das wussten seine Vorgesetzten – zu einer Symbolfigur geworden. Also hatte er zum ersten Mal seine Sonderstellung genutzt, Comisario Fuster angerufen und um Versetzung gebeten.

Fuster hatte wie erwartet reagiert. Der Comisario fragte nicht, warum er versetzt werden wolle, sondern nur wohin. Melchor antwortete wenig überraschend: Barcelona. Wenig überraschend, weil er zwar schon lange fern der katalanischen Hauptstadt lebte, sie aber immer noch als sein Zuhause ansah. Nie hatte er an einem anderen Ort gewohnt, bis man ihn nach den Anschlägen – ein Schutz vor möglichen islamistischen Vergeltungsmaßnahmen – nach Terra Alta versetzt hatte. In Barcelona lebte außerdem Vivaldes, der seit dem Tod von Melchors Mutter eine verlässliche Stütze war und ihm gewiss dabei helfen würde, Cosette großzuziehen. »Willst du bei den Ermittlern bleiben?«, hatte Fuster gefragt, aufmerksam wie immer. »Etwas anderes kann ich nicht«, entgegnete Melchor. »Nun, du hast Glück«, sagte der Comisario. »Ich habe gerade mit dem Chef des KED gesprochen, und der hat gesagt, bei Entführung und Erpressung fehlen Leute. Was hältst du davon, wenn du zu uns nach Egara kommst?« »Hervorragend«, sagte